

Anne Reichmann, Pastoralpsychologin, Institutionsberatung der Nordkirche, Hamburg
Vortrag in Flensburg, 22.07.2016

Man muss Gott zu grüßen wissen !

zu Beginn eine Szene aus Hamburg: Es ist mitten in der Stadt an einer Kreuzung in der Nähe eines kleinen Kanals, den man fast nicht sieht, weil er von Sträuchern überschattet wird; es ist laut und hektisch, ein Laster fährt donnernd vorbei, ein Sportwagen beschleunigt mit quietschenden Reifen, um dann gleich wieder zu bremsen; der Bürgersteig ist voller Menschen, die sich aneinander vorbeirennen und sich nicht ansehen; - da bleibt ein kleines Mädchen stehen auf der Brücke und schaut nach unten. Bleibt und schaut. Ich gehe auch hin. Wir schauen gemeinsam: Eine Ente steht auf einem Bein auf einem alten rostigen Baukahn voller Werkzeuge und Maschinen; er liegt dort vertäut. Die Ente hat ihren Kopf seitlich in ihr Gefieder geschoben und schläft. Sie schläft in Seelenruhe. Das Mädchen und ich schauen die Ente an. Dann schauen wir einander an; eine Freude verbindet uns. Wir lachen uns an und gehen dann in unterschiedliche Richtung weiter.

Eine andere Szene: Prag, zu Beginn des letzten Jahrhunderts. Ein Mädchen, Milena Jesenska, die spätere Geliebte von Franz Kafka, schaut mit ihrer Mutter aus dem Fenster. Auf der Straße sind Unruhen, die Polizei taucht auf, es sind Schüsse zu hören, und die Menschen fliehen. Da bleibt auf einmal ein Mensch aufrecht auf der Straße stehen, eine ganze Minute lang, die dem Mädchen wie eine Ewigkeit vorkommt. Dann beugt sich der Mann hinunter, um sich um den Verwundeten zu seinen Füßen zu kümmern. Dieser Mann ist ihr Vater.

Man muss Gott zu grüßen wissen, hat Luther einmal gesagt. Ich habe das von Mathias Kröger gehört, und ich möchte das weiter sagen. Man muss Gott zu grüßen wissen. Mitten im Getöse dieser Welt. Wenn ich Gott grüße, dann öffnet sich ein Raum in der Welt, der anders ist, der heilsam ist. Es ist ein Innehalten, ein Aufmerken, durch das sich eine Raumzeit auftut, in der weit mehr geschieht als das, was man von außen sehen kann, ein Geschehen, das sich ausbreitet mitten im Alltag; es weist das aber auch weit über diesen Alltag hinaus. Ich werde herausgenommen aus dem, was mich umgibt – für eine Weile bin ich in einer anderen Welt. Sie ist nicht weniger real als die sichtbare Welt, aber das Entscheidende daran ist unsichtbar. Man muss Gott zu grüßen wissen, sagt Luther dazu. Gott kommt uns entgegen in der Gnade und im Gebot, sagt Mathias Kröger, und davon erzählen die beiden Szenen.

Dir zu Ehren, Carmen, möchte ich etwas darüber herausfinden, was Gnade eigentlich ist. Das hast Du Dir gewünscht, weil Du eine Ahnung hast, dass Dir eine Orientierung an der Gnade für Deinen weiteren Lebensweg wertvoll wäre.

- Wie hält uns die Gnade in dieser Welt, die uns immer gnadenloser vorkommt?
- Wie begegnen wir der Ansteckungsgefahr, die von der zunehmenden Gewalt, der Dummheit und der Ignoranz ausgeht, die die Welt scheinbar zunehmend beherrschen? Man möchte ja manchmal die Flinte ins Korn schmeißen. Oder selber Bomben schmeißen.
- Was, wenn ich mit mir selber ins Gericht gehe, so, dass es mir den Boden unter den Füßen wegzieht?
- Wenn ich am Ende nichts mehr habe, worauf ich stolz sein kann? Wenn ich zweifele: Wozu das alles? Ist nicht umsonst, was ich tue? Ist nicht verkehrt, wie wir leben?
- Wie kann ich eine wache Haltung bewahren und für andere da sein, auch, wenn ich nichts mehr tun kann?
- Was ist, wenn sich vor mir Abgründe auftun und die Perspektive wegrutscht?
- Wenn ich merke, wie wenig ich mich aus schuldhaften Verstrickungen lösen kann?

Das sind Fragen, die Dich und mich und andere bewegen.

Ich habe keine Antworten. Aber ich kann ein paar Gedanken – auch von vielen anderen Menschen - miteinander in Kontakt bringen, so, dass vielleicht hier oder dort eine Perspektive entsteht, die noch nicht verbraucht ist.

Dabei merke ich: Ich kann über diese Dinge nicht nachdenken, ohne an Gott zu denken. Ich kann es nicht. Es gibt so viele Leute, die mit Gott nichts anfangen können. Manche von ihnen fragen aber nach ihm; das finde ich besser, als wenn man immer schon weiß, wer das ist.

Aber es gibt auch viele Leute, die sich sicher sind, dass es Gott nicht gibt, und mit denen komme ich schwer ins Gespräch, weil ich ohne Gott das Entscheidende nicht denken kann.

Natürlich weiß, dass es Gott nicht so gibt wie es andere Dinge gibt – unser Glaube ist nicht Tatsache, sondern Vorstellung, sehr reale wirkmächtige Vorstellung. Wir haben Bilder von Gott und wissen, dass Gott selbst anders ist, als wir ihn uns vorstellen. Wir haben ihn nicht anders als im Bild; aber wir sollen uns kein Bild machen von Gott. Im Bilderverbot ist die Differenz zwischen Gott und unsrem Bild von Gott ja aufbewahrt - wie gut, dass es viele, viele Bilder von Gott gibt und wir ihn nicht auf eines festnageln.

Bei Martin Walser habe ich gelesen: „*Wer sagt, es gebe Gott nicht, und nicht dazu sagen kann, dass Gott uns fehlt und wie er fehlt, der hat keine Ahnung. Einer Ahnung bedarf es allerdings.*“

In seinem Buch über Rechtfertigung macht er darauf aufmerksam, dass die Frage danach, ob ich ein guter Mensch bin, ob ich in der Art, wie ich lebe, anerkennungswürdig bin, heute zu einer Art Rechthaberei geworden ist: Ich mache es richtig. Ich gebe mir alle Mühe. Ich versuche, den Anforderungen, die an mich gestellt werden, zu genügen. Mir geht es gut. Ich tue Gutes. Ich lebe mein Leben so, wie ich es will.

Irgendwie sucht jede nach dem richtigen Weg und hat das Bedürfnis, sich selbst dabei in ein gutes Licht zu setzen. Irgendwie sucht jeder nach dem richtigen, nach dem guten, nach dem wahren Leben. Und möchte das gerne hinkriegen.

Ich habe eine Ahnung, was uns in dieser Suche fehlen könnte, wenn Gott dabei nicht vorkommt: Die Gnade. Etwas, das wir uns nicht selbst geben können.

Gnade ist ein sperriges Wort, oder? Wie eine knarrende Tür. In meinem alltäglichen Sprechen kommt das Wort gar nicht vor. Früher sagte man: *Gnädiger Herr* oder *gnädige Frau*, und das war je nach Situation respektvoll oder unterwürfig oder zynisch gemeint.

Gnade ist in vielen Vorstellungen etwas, das von oben kommt; sie kommt von einem, der sich herablässt, der den Andern klein macht, dem es aber relativ egal ist, wie es ihm wirklich geht. So eine Gnade von oben herab brauchen wir nicht. So ein Bild von Gott brauchen wir nicht. Und von so einem Gott und so einer Gnade ist in der Bibel kaum die Rede.

Ich schaue in die Psalmen:

Gott, wende Dich zu mir und sei mir gnädig. 26, 16; 119, 132 etc. - Sieh uns gnädig an. Jer 24,6 - Ich habe Gnade gefunden vor deinen Augen. Gen 18,3 - Gott lasse das Angesicht leuchten über uns und sei uns gnädig.

Wünsche werden da formuliert; ein Begehren wird ausgesprochen, ein Verlangen nach Zuwendung. Nach Gesehen und wahrgenommen werden. Nach Angesehenwerden.

Eine „Urszene“ menschlichen Lebens kommt mir in den Sinn: Eine Mutter hält das Kind in den Armen. Sie stillt es und sieht es an. Sie sieht es freudig an. Vielleicht spricht sie dabei. Die Milch, die da fließt, ist gleichzeitig Seelennahrung.

Im Blick der Mutter erkennt das Kind zum ersten Mal sich selbst: Ich bin willkommen in der Welt. Ich bin angesehen. Ich habe eine Bedeutung für jemanden. Ich bekomme eine Resonanz.

Diese Erfahrung ist so elementar, dass sich daran entscheidet, ob wir im späteren Leben davon ausgehen können, dass uns im Leben vorwiegend Gutes entgegen kommt oder nicht. Diese Erfahrung wird als Szene in die Seele hineingenommen und ist die Basis für meine innere Welt. Genügend gute Erfahrungen sind ein Boden, auf dem ich wachsen kann und mit dem ich Durststrecken überwinden kann.

Menschen suchen ihr ganzes Leben lang nach diesem Gegenüber, nach diesem freundlichen Blick. In dieser frühen Erfahrung mit einem anderen Menschen strukturiert sich auch das Verhältnis, das ich zu mir selber habe. Ich kann mich selber freundlich anschauen.

Genügend gute Erfahrungen geben mir ein relativ stabiles Gefühl, wer ich bin, dass ich eine Bedeutung habe, dass ich wertvoll bin.

Ich gewinne meine Identität aus dem Kontakt mit anderen Menschen heraus. Das Selbst ist die Frucht eines zwischenmenschlichen Geschehens.

Sehr viele Menschen haben von dieser Erfahrung nicht genug gehabt. Ihr ganzes Leben ist von diesem Mangel gezeichnet. Wo gar kein Boden ist, da kann nichts wachsen. Aber ein wenig Boden gibt es oft; es gibt neben der Mutter noch andere Menschen, die einem Kind Resonanz geben können.

Auf dem Reifungsweg kommt es aufgrund innerer und äußerer Einflüsse immer auch zu enttäuschenden, schmerzhaften Erfahrungen. Sie sind nicht vermeidbar. Solche Erfahrungen sind schlimm; sie wecken Angst, Verzweiflung, Schmerz und können in dem Kind eine Wut oder einen Hass auslösen, der größer ist als es selbst; es kann ihn buchstäblich nicht halten, und das bringt das Kind dazu, die Mutter oder den Vater als die Nächstliegenden anzugreifen und zerstören zu wollen.

Es ist die wichtigste Erfahrung dieser Zeit, dass die Mutter diese Angriffe „überlebt“¹. Das bedeutet, dass sie nicht zurückschlägt, nicht weggeht, nicht einknickt, sondern - im Kontakt! - stehen bleibt. Sie kann – nicht immer - die Gefühle des Kindes in sich aufnehmen. Sie kann sie – nicht immer - in ihrem Herzen bewegen, sie verwandeln und das Kind beruhigen. Aber sie setzt der Zerstörungswut eine Grenze, vielleicht, indem sie das Kind ganz fest hält und ansieht und NEIN sagt. Sie setzt einen Halt. Aber sie bleibt und wendet sich zu.

Auf diese Weise lernt das Kind seine eigenen Grenzen kennen: Die Mutter ist nicht kaputt zu kriegen. Sie ist ein starkes Gegenüber. Gott sei Dank! Sie bleibt bei sich und ihrer Liebe zu dem Kind, auch, wenn sie Nein sagt. Das ist die Basis für eine Grundzuversicht des Getragenseins, des Vertrauens in die Welt und in sich selbst.

Durch solche Erfahrungen erlebt das Kind die Mutter gleichzeitig als eine Andere, eine von ihm unabhängige Person eigenen Rechts, mit der man schöne und unschöne Erfahrungen machen kann; es bleibt dieselbe Mutter, in aller Ambivalenz. Fortan ist es so, dass das Kind beginnt, so etwas wie Besorgnis zu erleben für die Mutter; es möchte die Mutter nicht zerstören. Es möchte etwas wieder gut machen. Man könnte sagen: Dies ist ein Schritt zur Menschwerdung, die Grundlage für das Mitgefühl für Andere.

Solche Erfahrungen sind eingegangen in die symbolische Welt, die wir mit unseren Vorfahren teilen, wenn wir selber beten: *Gott, sieh uns an. Sei uns gnädig und erhöre uns.*

Diese Worte erinnern uns daran, dass es etwas fundamental Gutes gibt, das wir dringend brauchen, das wir uns nicht selbst geben können, das wir bekommen können von einer Andern, die schon vor uns da war. Unser Leben ist geschenkt, unser Ansehen ist uns von einem Andern her zugekommen. Indem wir die alten Worte sprechen, holen wir diese Erfahrung zu uns, selbst dann, wenn unsere reale Situation das ganze Gegenteil bezeugt.

¹ Siehe Winnicott, R. , Reifungsprozesse und fördernde Umwelt, 2006 und ders., Vom Spiel zur Kreativität, 2012

Das ist das Großartige an der symbolischen Rede: Sie macht das Abwesende zu etwas Anwesendem; indem ich diese Worte spreche, habe ich ein Gegenüber in meiner Vorstellung, das sich mir zuwendet.

Gnade ist keine Eigenschaft, kein Ding, kein Wesen; sie ist eine Relation zwischen zwei Menschen oder zwischen Mensch und Gott. Eine Art Sphäre. Und Gnade gibt es nur zu zweit.

Gott ist auch ein starkes Gegenüber und hält allerlei Attacken und Enttäuschungen aus. Aber er hält zu den Menschen; von solchen Geschichten ist die Bibel voll. Und das Gesangbuch auch.

All Morgen ist ganz frisch und neu, des Herren Gnad und große Treu, sie hat kein End den langen Tag, drauf jeder sich verlassen mag. Treib aus, o Licht all Finsternis. 336

Gott, du schöner Morgenstern, gib uns, was wir von Dir begehren. Zünd deine Lichter in uns an. Lass uns an Gnad kein Mangel haben.

Fülle uns frühe mit Deiner Gnade (Ps 90).

Die Sonne geht auf. Ihr Licht fließt auf die über, die von ihr beschienen werden.

Im Epheserbrief schreibt Paulus: *Ihr wart früher Finsternis, nun seid ihr Licht. Lebt als Kinder des Lichtes; die Frucht des Lichtes ist Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit. Darum heißt es: Wach auf, die du schläfst, steh auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten. 5,8ff*

Ein Christ ist nicht einfach jemand, der Gutes tut und anständig ist; ein Christ ist jemand, dem Jesus Christus als Licht aufgegangen ist.

Wenn die Sonne aufgeht, ist das ein buchstäblich erhebender Moment. Man geht ihr fast von selbst entgegen. Man kann ihr Licht in sich aufnehmen und wird damit selbst zu einem erhellten Raum.

Das Tun ist die Frucht dieses Geschehens. Wir müssen nicht aus uns selber leuchten, selber Lichtquelle sein. Auch keine Lichtgestalten. Ein anderer leuchtet mir. Einer, auf den ich bezogen bin. Die Frucht der Gnade ist *Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit*.

Ich möchte jemandem gerecht werden. Ich wende mich selber einer andern zu. Ich decke die Wahrheit auf. Denn wenn es hell wird, dann tritt alles deutlich zu Tage. Das ist nicht immer schön. Aber es ist wichtig, die Geister zu unterscheiden. Der Papst nannte in Lampedusa die damalige Unwilligkeit, Flüchtlinge aus dem Mittelmeer zu retten, eine Schande. Das ist ein Aufdecken. Kinder des Lichtes beteiligen sich nicht am Vertuschen, am Wegsehen, am Verdunkeln und Verdrängen.

Gnade – das ist der Blick Gottes auf uns, und diesen Blick werfen wir dann selber auf die Welt; es ist, wie wenn man die Dinge mit den Augen Jesu anschauen würde: Da ist nichts verloren, da ist nichts aussichtslos. Da wird Unwichtiges höchst bedeutsam, und da verwandeln sich Dinge unter diesem gütigen Blick.

In dieser Perspektive sieht vieles anders aus. Das wissen wir. Aber das vergessen wir auch immer wieder.

Lass Dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Im 2. Korintherbrief ist von der überschwänglichen Gnade Gottes die Rede, vom Reichtum seiner Gnade. 12,9 Sie ist überbordend wie das Leben in der Natur; da ist kein Mangel, da ist Fülle, für alle genug. Wir sind reich. Wir brauchen nicht immer mehr – Wachstum und Erfolg und Geld und Güter. Und wo alle genug haben, wäre Schalom, Friede. Ein gnadenvoller Zustand, der an die althochdeutsche Wortbedeutung erinnert: Ginada bezeichnet eigentlich den Moment am Abend, wenn die Sonne sich auf die Erde senkt, wenn der Himmel die Erde berührt...

Aus der Sphäre der Gnade heraus habe ich eine andere Wahrnehmung. Ich kann den Reichtum, der mich ohne mein Zutun umgibt, erkennen und würdigen. Ich kann vielleicht das Vertrauen erleben, dass ich immer wieder im Leben die Erfahrung machen kann, zu empfangen, was ich brauche, auch in

Zeiten des Mangels und der Not. Ich kann warten und schauen, was auf mich zukommt. Ich kann mich öffnen und muss nicht alles im Griff haben und vorher wissen. Ich kann etwas zulassen, und eben darin eröffnet sich mir ein Raum, in dem etwas geschehen kann, das ich nicht kenne und das ich nicht vorhersehen kann. Ich fühle mich in diesem Raum gehalten – von wem auch immer.

Der Blick, der von einer Erfahrung von Gnade herkommt, ist ein Gegenglaube zu dem Aberglauben, der unsere Gesellschaft bestimmt.

Ich habe neulich eine Veranstaltung an der Universität in Hamburg miterlebt mit dem Thema: *Lost in Perfection*. Sozialwissenschaftlerinnen und Psychoanalytiker haben darüber gesprochen, dass Erfolgsorientierung, Perfektionierung, Selbstoptimierung für die Lebensführung insgesamt, nicht nur in der Arbeitswelt, zu einem Leitbild geworden ist.

Ein Ideal aus der Welt der Ökonomie ist zum dominierenden Faktor in allen Bereichen des Lebens geworden. Optimierungsdruck führt zur Funktionalisierung von Beziehungen. Es geht immer um die Frage, was man davon hat, bis in die intimsten Begegnungen hinein. „Ich möchte, dass mein Kind zu den besten gehört“, - das wollen 43% der Eltern! Man muss immer besser werden. Und das Gefühl ist: Wenn man da nicht mitmacht, dann fällt man irgendwann hinten rüber.

Das ist gnadenlos. Gnadenlosigkeit herrscht dort, wo alles über einen Leisten geschoren wird, wo man weiß, was gut ist, und sich und andere daran misst. Da geht es um Beurteilung und Verurteilung. Wer dem Maß nicht entspricht, wird aussortiert. So funktioniert die Produktion von Waren, so funktioniert die Haltung von Nutztieren, so funktionieren wir selbst: Man lässt sich von äußeren Anforderungen jagen. Ständige Dringlichkeiten stören einen immer wieder in dem, was man gerade tut. Man kommt nicht zur Ruhe. Und doch reichen alle Anstrengungen nicht aus, um Zufriedenheit zu finden. Es ist nie genug. Es stellt sich die Erwartung ein, dass es Zuwendung nur dann gibt, wenn man bestimmte Bedingungen erfüllt. Der Stress bestimmt längst das Leben vieler Familien, und auch die Kinder werden unter Druck gesetzt zu funktionieren.

Diese Art zu leben hat sehr destruktive Folgen, die man auf sich nimmt oder die man verleugnet oder bagatellisiert. Manchen gelingt es, sich abzugrenzen und mehr Fürsorge für sich selbst und andere zu leben. Das ist inzwischen beinahe eine Form von Widerstand. Denn, so war zu hören bei dieser Veranstaltung, manche gesellschaftlichen Praktiken, die ganz normal erscheinen und ganz üblich geworden sind, sind eigentlich krank und machen krank. Eigentlich wissen wir das auch alle. Und dennoch ist es sehr schwer auszusteigen.

Der Soziologe Hartmut Rosa hat diagnostiziert, dass diese Gesellschaft ein Weltverhältnis hervorbringt, das Resonanz Erfahrungen zerstört.

Er benutzt das Bild des Abhanges, um das gesellschaftliche Klima im gegenwärtigen Kapitalismus zu beschreiben:

Wir laufen als Gesellschaft nicht auf ein Ziel zu, sondern vor dem Abgrund weg. Neidgetrieben. Angstgetrieben. Es ist die Angst, nicht mithalten zu können, abzurutschen. Als wenn wir uns an einem glitschigen Hang befinden. Da findet man keinen Halt. Da kann man nicht stehen. Da kann man nicht ausruhen. Es ist eine gnadenlose Welt.

Die Beschleunigung des Lebenstempos, die von der Ökonomie ausgeht, bedeutet: Wir tun immer mehr Dinge in immer weniger Zeit. Zeitdruck, Angst nicht mehr mitzukommen. Versagensängste. Es geht nicht mehr drum, irgendwo anzukommen, sondern nicht abzurutschen. Das Tun wird angstgetrieben, nicht vom eigenen Willen her bestimmt. Wir tun aus freien Stücken oftmals Dinge, die wir nicht wirklich wollen. Ein latentes Schuldgefühl wird zum ständigen Begleiter. Viele machen die Erfahrung von Vergeblichkeit und sind zutiefst erschöpft, weil sich trotz aller Anstrengungen der Erfolg nicht einstellt. *Rasender Stillstand* sagte Paul Virilio dazu.

Beschleunigung führt zu einer gestörten Weltbeziehung und zu einer gestörten Beziehung zu sich selbst: Wo Menschen nicht die Zeit haben, lebenspraktisch und sinnlich mit Menschen und Dingen umzugehen und sich etwas entwickeln zu lassen, etwas zu entdecken, da wird das Leben immer abstrakter, unsinnlicher, leerer. Deshalb muss alles doll und toll sein: Man hüpfte von Höhepunkt zu Höhepunkt; die Tiefen werden übersprungen; man hat dem Leben seine Schattenseiten ausgetrieben; es wird banal und sinnlos. Eine eigentümliche Bleichheit erfasst die Phänomene des Lebens. Deshalb gibt es eine Hast, möglichst viel zu erleben, immer größere Reisen zu machen und immer besondere Dinge zu kaufen.

Das Verhältnis zu den Dingen gestaltet sich nach Nutzaspekten; ich kalkuliere, was ich wovon habe. Was ich tue, soll sich auszahlen. Alles muss billig zu haben sein. Diese zweckorientierte Betrachtungsweise sperrt uns von der Fülle des Lebens ab und verstopft unsere Sinne.

Die Anverwandlung gelingt nicht mehr. Anverwandlung bedeutet, sich etwas vertraut zu machen. Und das braucht Zeit. Etwas bekommt Bedeutung für mich und wird ein Moment der eigenen Lebensgeschichte. Dann brauche ich nicht viel. Aber ich kann dazu stehen. Und kann dabei bleiben, mir treu bleiben, bin nicht so anfällig dafür, andern gefallen zu müssen.

Man kann sich in einer eiligen Welt nicht mehr aufeinander abstimmen. An die Stelle einer fruchtbaren Beziehung tritt Entfremdung. Und Menschen, die nicht aus ihrem Inneren heraus mit sich, der Welt und anderen verbunden sind, sind unsicher, sind manipulierbar und verlieren die Autonomiefähigkeit, die Fähigkeit, selbstständig zu stehen.

Diese Gesellschaft bringt ein Weltverhältnis hervor, das Resonanzerfahrungen zerstört. Das ist die Diagnose von Hartmut Rosa. Da geht es nicht, stehen zu bleiben und aufzumerken, zu lauschen. Wer alles unter einem Nutzaspekt betrachtet, verliert die Wahrnehmung für die Antwort der Dinge und der Menschen. Er bringt die Welt zum Verstummen. Sie antwortet ihm nicht mehr. Die Bäume, die Vögel, der Wind, das Meer – sie sagen ihm nichts mehr.

Unser Glaube ist ein Gegenglaube. Weltfremd in gewisser Weise. Gnade ist das Andere, das Unverfügbare, das Heilsame, ein köstlich Ding, etwas, das glücklich macht, etwas Lächerliches in den Augen mancher Leute. Ich habe bei Roland Barthes das Wort gefunden: Es ist immer die gleiche Umkehrung: *Was die Welt für objektiv hält, halte ich selbst für eingebildet, und was sie für Narrheit, Illusion, Irrtum hält, halte ich für Wahrheit.*²

Eine Gegengeschichte erzählt auch Brecht im Kaukasischen Kreidekreis:

Es ist die Geschichte von der Magd Grusche, der etwas Unerwartetes widerfährt.

In Grusinien ist die Revolution ausgebrochen und nähert sich bedrohlich der Stadt. Die Herrschaften packen in Eile alles zusammen für die Flucht. Als sie fort sind, entdeckt Grusche das Baby, das sie zurückgelassen haben. Grusche zögert und weiß nicht, was sie tun soll. Sie sagt zur Köchin: Ich kann nicht gehen. Es schaut einen an wie ein Mensch. Darauf die Köchin: Dann schau es nicht an. Mach, dass Du wegstommst und rette Dich selbst.

Da beginnt der Sänger zu singen, der die Handlung begleitet: „Als sie nun stand zwischen Tür und Tor, hörte sie ein leises Rufen. Das Kind rief sie, es wimmerte nicht, sondern sprach ganz verständlich, - so jedenfalls war es ihr. - Frau, sagte es, hilf mir. Und fuhr fort: Wisse, Frau, wer einen Hilferuf nicht hört, sondern vorbei geht, verstörten Ohrs: Nie mehr wird der hören den leisen Ruf des Liebsten noch im Morgengrauen die Amsel oder den wohligen Seufzer der erschöpften Weinpflücker beim Angelus“. Die Gefahr war groß, die Stadt erfüllt von Brand und Jammer. Doch Grusche wendet sich dem Kinde zu. Muss es tun. Will es tun. Lange saß sie. Zu lange sah sie. Bis sie aufstand, sich bückte, das Kind nahm und es wegtrug.

² Gefunden in der Ausstellung *Das Kapital* im Hamburger Bahnhof, Museum für Moderne Kunst, Berlin 2016

Grusche wurde das Kind nicht mehr los. Diese Tat veränderte ihr Leben. Für sie war das das Gebot der Stunde. Sie musste es tun, denn das Unrecht, so heißt es, ist „*wider die Natur und als ob Gott gestorben wäre*“.

Man muss Gott zu grüßen wissen. Gott kommt uns entgegen in der Gnade und im Gebot.

Als Menschen sind wir nicht nur Beschenkte und Angesehene; - wir sind auch Herausgerufene, Angesprochene, wir sind gefragt und gefordert und sollen antworten. Du sollst lieben! Du sollst nicht töten!

Gebote sind eigentlich nur dann nötig, wenn etwas nicht so ist, wie es sein sollte. Und wir machen im Leben dauernd diese Erfahrung von Differenz: Wir erleben Situationen, Menschen, Dinge, die nicht sind, wie sie sein sollten. Ein geschädigtes Kind, ein hoffnungsloser alter Mensch, eine ausgeplünderte Landschaft, ein geschändetes Tier. Welten, in denen so etwas wie Gnade nicht vorkommt. Aus jeder dieser Erfahrungen von Differenz zwischen Sein und Sollen spricht eine Forderung, eine Aufforderung, spricht ein Gebot: So soll es nicht sein. Du musst etwas tun!

Manch eine fühlt sich so oft auf diese Weise angesprochen, dass sie gar nicht immer darauf antworten kann. Wir laufen zeitweise mit dem Anspruch herum, dass wir uns jedes Mal zuwenden müssten. So ein Anspruch kann einen krank machen. Er überfordert uns vollständig und führt nicht selten dazu, dass wir uns ganz zurückziehen.

Aber manchmal gibt es Momente, in denen etwas uns wirklich unmittelbar angeht, in denen uns etwas so berührt und packt, dass wir nicht daran vorbei gehen können, ohne Schaden zu nehmen, ohne hinterher das Gefühl zu haben: Du hast versagt. Du bist an Dir selbst vorbei gegangen. Du hättest etwas tun müssen, um vor Dir selbst bestehen zu können.

Die Entscheidung, wann dies der Fall ist, kann uns niemand abnehmen. Keine Entschuldigung hilft da heraus. Ich folge einem Gebot. Ich wende mich meinem Nächsten zu.

Zum Gebot gehört die Verfehlung; sie geschieht ganz gewiss.

Dann bekommt das Angewiesensein auf eine Andere eine besondere Schärfe: Bin ich angesehen, obwohl ich versagt habe? Obwohl ich feige war? Ich brauche Vergebung durch einen andern als Voraussetzung dafür, dass ich mir selbst verzeihen kann.

Auch damit wenden wir uns an Gott: *Vergib uns unsere Schuld.*

Kleine Kinder versuchen, etwas wieder gut zu machen, wenn sie die Mutter enttäuscht oder angegriffen haben. Eine freundliche Mutter nimmt dies Opfer an. Und dann können beide neu anfangen. So wird es auch von Gott erzählt: Gott sieht uns gnädig an.

Gnade und Gebot sind nicht getrennt voneinander zu denken.

Das Tun eines Gebotes kann mich in Kontakt bringen mit der Gnade, kann mir wieder Zugang geben zu der Gnadensphäre. Ich merke, wie sehr ich Resonanz brauche und möchte sie daher auch geben. Ich kann meine Abhängigkeit anerkennen und diejenige anderer ansehen. Ich muss nicht alles selber machen, weil ich die Erfahrung gemacht habe, dass viel Gutes auf mich zukommt, ganz von allein. Und ich ermögliche manchmal andern so eine Erfahrung. Das ist für beide Beteiligten eine wunderbare Bereicherung.

Aber manchmal falle ich heraus aus diesem Zusammenhang³. Fühle mich abgeschnitten von dieser Sphäre, diesem Raum der Gnade, von Gott, vom Leben, von anderen Menschen, von den Lebewesen um mich her; von mir selbst. Dann ist es finster in mir, und ich weiß nicht, wie ich an das Licht heran

³ Siehe auch Gal 5,4 Ihr habt Christus verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, und seid aus der Gnade gefallen.

kommen soll. Ich fühle mich schuldig, ich mache mir Vorwürfe, ich gerate in einen Teufelskreis aus Vorwürfen, Entwertung und Resignation. Ich bin wie gelähmt und kann keine Entscheidung mehr treffen. So ist das manchmal. *There is no way out of here.*⁴

Es gibt Menschen, die uns darin voran gegangen sind und die uns etwas hinterlassen haben. Mit ihnen können wir uns verbinden. Ich denke an Jesu Gottverlassenheit. Und ich denke an Bonhoeffer. Er hat sich in einem Gedicht das, was er nicht hatte, herangeholt, indem er in Kontakt mit Gott getreten ist, er hat gebetet. Sie kennen das Gebet bestimmt.

Da hat die Gnade einen Ort, auch wenn sie nicht da ist. Sie hat ihren Ort bei Gott. Bei einem Andern. Glauben bedeutet vielleicht, in aller Konsequenz über sich selbst hinauszudenken, hinauszuwachsen, auf Gott zuzugehen im Vertrauen darauf, dass er auf uns zukommt.

Ich lese das Gebet:

*In mir ist es finster, aber bei Dir ist das Licht;
Ich bin einsam, aber Du verlässt mich nicht,
ich bin kleinmütig, aber bei Dir ist die Hilfe,
ich bin unruhig, aber bei Dir ist der Friede,
in mir ist Bitterkeit, aber bei Dir ist die Geduld, ich verstehe Deine Wege nicht, aber Du weißt den Weg für mich.*⁵

Es gibt etwas ganz Anderes. Wir bedürfen seiner sehr. Ich nenne es Gott. Er lässt uns immer wieder neu anfangen. In Jesus, dem Christus für uns, lässt er uns die Dinge mit anderen Augen wahrnehmen; in ihm haben wir eine Herrlichkeit zu sehen bekommen, *einer Herrlichkeit voller Gnade und Wahrheit.*⁶ Er hat seine Leute angehaucht und ihnen seinen Frieden gelassen⁷, hat seinen Geist ausgegossen und füllt uns an damit. So kommen immer wieder unerwartete erstaunliche lebendige Möglichkeiten ins Spiel.

Ich schließe mit einem Wort von der Schriftstellerin Arundhati Roy: *Eine andere Welt ist möglich. Sie hat sich bereits auf den Weg gemacht. An ruhigen Tagen kann ich sie atmen hören.*⁸

.....

⁴ *Song von David Gilmore 1978*

⁵ Widerstand und Ergebung, *DBW Band 8, Seite 204*

⁶ Joh 1,14

⁷ Siehe Joh 20,22

⁸ Gefunden in der oben genannten Ausstellung Text aus der Rede von Arundhati Roy (Indien), gehalten auf der Schlußkonferenz "Kampf dem Empire" im Gigantinho am 27.01.2003.